

Die Entdeckung der frühen Jahre: Vergangenheit erinnern und Gegenwart erforschen

Deutsch, Werner

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Deutsch, W. (2004). Die Entdeckung der frühen Jahre: Vergangenheit erinnern und Gegenwart erforschen. *Journal für Psychologie*, 12(1), 11-24. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17361>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Entdeckung der frühen Jahre: Vergangenheit erinnern und Gegenwart erforschen¹

Werner Deutsch

Zusammenfassung

Die Entdeckung der frühen Jahre geschieht auf zwei Wegen:

Erstens als Erinnerung an die eigene Kindheit. Wann tauchen solche Erinnerungen auf, welche Funktionen haben sie und in welchem Verhältnis stehen sie zur erlebten Wirklichkeit?

Zweitens als Beobachtung und Dokumentation von Entwicklungsprozessen. Wie hat sich im Laufe der Geschichte der Entwicklungspsychologie der methodische Zugang geändert? Was zeichnet die frühen Jahre vor späteren Entwicklungsabschnitten aus?

Schlagwörter

Retrospektive Entwicklungsdaten, Prospektive Entwicklungsdaten, Spontaneität, Kreativität, Tagebuchmethode, Untersuchungsparadigma.

Summary

*The discovery of the early years: Remembering the past
and investigating the present*

The discovery of the early years is possible via two routes:

Firstly as memories of one's own childhood. When do such recollections occur, which functions do they have and what is their relation to the experienced reality?

Secondly as observation and documentation of developmental processes. What kind of changes in the methodological approach toward childhood took place in the history of developmental psychology? How do the early developmental years differ from the following later years in human life?

¹ Der vorliegende Aufsatz ist die schriftliche Fassung des Eröffnungsvortrags „Die Entdeckung der frühen Jahre“ auf der 13. Fachtagung des Fachverbandes für integrative Lerntherapie vom 1. bis 3. Mai 2003 in Schauenburg-Elmshagen.

Keywords

Retrospective developmental data, prospective developmental data, spontaneity, creativity, diary method, research paradigm.

1. Vergangenheit erinnern

Durch eine Umstellung im Schuljahrsbeginn vom Frühjahr auf den Herbst habe ich 1966 ein halbes Jahr früher mein Abitur ablegen können. Zwanzig Jahre danach traf sich mein Abiturjahrgang, um vor Ort die Schulzeit noch einmal Revue passieren zu lassen.

Wir hatten den Wunsch geäußert, die Prüfungsakten zu unserem Abitur einsehen zu können. Unser Wunsch ging in Erfüllung. Wir konnten im Lehrerzimmer in unseren Abiturarbeiten blättern. Als Schüler hatte keiner von uns jemals dieses Zimmer betreten dürfen. Jetzt saßen wir auf den Stühlen und an den Tischen, wo unsere teils geliebten, teils gehassten Lehrer ihren Pausenkaffee getrunken und ihre Notenkonferenzen abgehalten hatten. Vor jedem Platz lag eine Akte mit einem fein säuberlich beschriebenen Etikett, auf dem der Name des Abiturienten vom Jahrgang Herbst 1966 zu lesen war.

Der Blick in die eigene Abiturakte ist eine merkwürdige Reise in die Vergangenheit. Sie bestätigt nicht nur Bekanntes, sondern bringt auch Überraschendes hervor. Mein Sitznachbar im Lehrerzimmer, inzwischen selbst Lehrer, schüttelte den Kopf, als er die Lösungen der Abituraufgaben im Fach Mathematik betrachtete. Der Handschrift nach musste es sich um seine Lösungen handeln, doch er konnte nicht nachvollziehen, wie ihm das gelungen sein sollte. Das größte Erstaunen in meiner Abiturakte rief ein Blatt hervor, das den Abiturarbeiten als Anlage beigefügt war. Das Blatt enthielt meinen Lebenslauf. Er bestand aus wenigen Zeilen – geboren und aufgewachsen, da und dort zur Schule gegangen, besondere Interessen, Sprachkenntnisse und Berufswunsch. Das war's schon. Ein Text, so knapp und spröde, dass der Verfasser nach der Devise „Nur so wenig wie möglich, aber so viel wie nötig“ zu schreiben schien. War dieser Lebenslauf eine Ausnahme oder entsprach er der Regel? Während meine Mitabiturienten ihre Deutschaufsätze durchlasen, verglich ich die gesammelten Lebensläufe. Der Vergleich beruhigte mich. Die anderen Lebensläufe waren ähnlich schematisch und unpersönlich wie mein eigener ausgefallen. Jetzt fiel mir auch wieder ein, dass ich mich vor 20 Jahren seitenlang über Kafkas „Das Urteil“ auslassen konnte, aber unfähig war, die ersten 18 Jahre meines Lebens in eine Form zu bringen, hinter der ich als Person stand und nicht ein Schema für die Abfassung von Lebensläufen. Was gab es – damals – aus meinem Leben schon zu berichten? Objektiv waren doch nur die harten Fakten der Lebensdaten einschließlich der Noten auf den Schul-

zeugnissen. Wen interessierte, dass ich am Waldrand auf der Heide in der Nähe einer psychiatrischen Großklinik – sozusagen zwischen Idylle und Elend – aufgewachsen war? Wen interessierte, dass meine Familie aus sechs Personen bestand, die in einem kleinen Haus mit großem Garten und vielen Tieren lebten? Wen interessierte, dass mein um fünf Jahre älterer Bruder und ich außer einem Stabilbaukasten kein Spielzeug hatten und es auch nicht vermissen?

Wer sich entwickelt, lebt mit seinen Gedanken und Phantasien nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart und noch mehr in der Zukunft. Das gilt vermutlich auch für Angehörige der „No Future Generation“. Im Nachhinein kann ich verstehen, warum das Schreiben eines Lebenslaufs beim Schulabgang überhaupt keine inspirierende Aufgabe ist. Wer glaubt, das Leben vor sich zu haben, sieht keinen Sinn darin, über seine Vergangenheit nachzudenken. Von einem bestimmten Zeitpunkt an wollen Kinder keine Kinder mehr sein, weil sie beispielsweise selber bestimmen möchten, wann sie zu Bett gehen und welche T-Shirts sie tragen. Der Jugendliche träumt vom Erwachsenenleben mit eigener Wohnung und eigenem Wagen. Der voll etablierte Erwachsene hofft, sein Zustand möge möglichst lange so bleiben, wie er ist. Erst im Alter treten an die Stelle von Sehnsüchten, Träumereien und Hoffnungen Erinnerungen – Erinnerungen an „die frühen Jahre“ des eigenen Lebens, Erinnerungen an eine Kindheit in Trümmern mit Steckrübensuppe und dem magischen Auge eines Röhrenradios, Erinnerungen an eine Zeit, als bei Festen gemeinsam Lieder gesungen und nicht von Kassetten abgespielt wurden, Erinnerungen an Indianerspiele im Brombeergebüsch und „Himmel und Hölle“ auf Ahorn-Chausseen ohne Autos. Wie werden die Erinnerungen der heute Fünfjährigen aussehen, wenn sie, alt geworden, ihre frühen Jahre entdecken? Werden auch sie ihre Kindheit in ein Paradies verwandeln – ein Paradies, das ihnen den ersten Computer bescherte und sie zum begeisterten Pokemon-Sammler machte?

Das menschliche Gedächtnis ist kein Kassettenrekorder und auch keine Videoanlage. Unser Gedächtnis verfügt trotzdem über eine Menge von Tricks, wie zum Beispiel eine fantastische Lichtregie, die aus einem tristen Grau ein lebhaftes Rot macht, und eine wirkungsvolle Dramaturgie, die Langeweile in Hochspannung verwandeln kann. Erinnerungen an die frühen Jahre sind weder Tatsachenberichte noch Phantasiegebilde, sondern Lebensgeschichten, bei denen „Dichtung und Wahrheit“ in ein produktives Verhältnis treten. Lebensgeschichten, deren Thema „Die frühen Jahre“ sind, stehen hoch im Kurs, wenn die Gegenwart in der Gleichförmigkeit alltäglicher Abläufe aufgeht und die Zukunft keine Versprechungen mehr auf ein künftiges Glück im Diesseits bereithält. Wer seinem Lebensende ins Auge sieht, beginnt, mit und von der eigenen Vergangenheit zu leben.

So sind die frühen Jahre im Leben der meisten Menschen eine späte Entdeckung, die in Form von Erinnerungen auftritt. Sie tauchen das Damals in ein

mildes Abendlicht. Mit solchen Erinnerungen lässt sich gut leben und – vermutlich – auch gut sterben.

Kindheitserinnerungen treten bevorzugt, aber nicht ausschließlich im Alter auf. Wer in jungen Jahren Vater wird, den erinnert das Aufwachsen des Sohnes an die eigene Kindheit. Die Erinnerung schafft Nähe zwischen Vater und Sohn, wenn der Vater sich in die Gefühle und Handlungen seines Sohnes hineinversetzt. Sie schafft auch Distanz, weil die Reichweite der eigenen Erinnerungen begrenzt ist. Nur wenige Erinnerungen von Erwachsenen reichen zurück bis in das dritte Lebensjahr. Obwohl das Gedächtnis in den beiden ersten Lebensjahren bereits funktioniert, sind Erinnerungen aus dieser Zeit später kaum noch abrufbar. Über das Phänomen der frühkindlichen Amnesie ist viel gerätselt worden. Sind die frühkindlichen Erfahrungen so intensiv, dass sie verdrängt oder verleugnet werden? Oder sind die neurobiologischen Grundlagen für Gedächtnisbildung in den ersten beiden Lebensjahren und auch noch danach so starken Veränderungen unterworfen, dass der Zugang zu Gedächtnisinhalten aus dieser Zeit blockiert ist? Die nachweisbaren Fakten zur frühkindlichen Gehirnentwicklung sprechen für eine neurobiologische Erklärung frühkindlicher Amnesie.

Sexueller Missbrauch in der Kindheit kann traumatische Folgen haben. Die Erinnerung an das traumatisierende Ereignis verblasst dann nicht mit der Zeit. Sie lässt sich nicht wie ein Lichtschalter ein- und ausschalten. Die Erinnerung kommt und geht, wann und wie sie will, und ruft eine Erfahrung wach, die möglicherweise Jahre oder Jahrzehnte zurückliegt. Solche Erinnerungen, denen Menschen ungewollt ausgeliefert sind, werden Intrusionen genannt. Nur selten kann die betroffene Person ohne Hilfe von außen ihr Auftreten unter Kontrolle bringen und sich dabei auch vom traumatisierenden Ereignis befreien.

Erinnerungen an die frühen Jahre stellen sich auch bei den Personen ein, die als Kindergärtnerinnen, Vorschulerzieherinnen, Pädiater, Kinderkrankenschwestern oder Kinderpsychologen in ihrem Beruf regelmäßig mit Kindern dieser Altersgruppe zu tun haben. Welche Rolle spielt die erinnerte eigene Kindheit für den professionellen Umgang mit Kindern? Welche Bedürfnisse werden durch solche Tätigkeiten angesprochen, die über den Gelderwerb hinausgehen? Führt der regelmäßige Kontakt mit Kindern zu einem Wiedererleben eigener Kindheitserfahrungen? Wie wirken sich solche Erfahrungen auf die Erwartungen aus, die mit der beruflichen Tätigkeit verknüpft werden? Ist das professionelle Interesse für die Entwicklung und Erziehung von Kindern ein Ersatz für die eigene Kinderlosigkeit? Ohne Selbsterfahrung und ohne Gelegenheit zur Supervision besteht die Gefahr, dass der Umgang mit Kindern in professionellen Routinen erstarrt oder zu einer persönlichen Dauerbelastung wird.

Die Erfahrungen der frühen Jahre gehen an keinem Menschen spurlos vorüber. Die Spuren sind bei jedem Menschen nachweisbar, auch wenn er den frühen Jahren entwachsen ist. Sie sind erkennbar an Bedürfnissen, Interessen,

Tätigkeiten und eben auch an Erinnerungen. Welche Funktion haben solche Erinnerungen? Sind die Erinnerungen Müll, der entsorgt werden sollte? Sind die Erinnerungen eine Kompensation für nicht mehr vorhandene oder entgangene Erfahrungsmöglichkeiten? Sind die Erinnerungen Dauerbelastungen, denen man sich nicht entziehen kann? Oder sind die Erinnerungen eine Ressource, aus der auch Erwachsene Kraft und Stärke zur Lebensbewältigung ziehen? Fragen über Fragen, die Anlass geben, über persönliche Antworten nachzudenken. Je nach Lebenslage werden die Antworten unterschiedlich ausfallen.

Bildende Künstler wie Paul Klee und Pablo Picasso haben wiederholt darauf hingewiesen, wie sehr sie versucht haben, ihre kindliche Spontaneität und Kreativität wiederzubeleben (vgl. Deutsch 1997). Aus ihrer Sicht sind die frühen Jahre ein Kraftzentrum. Klee und Picasso wollten malen wie Kinder, die ihren Vorstellungen im Kopf und ihren Gefühlen im Bauch Ausdruck geben, ohne auf Konventionen Rücksicht zu nehmen. Der authentische Ausdruck ist eine Fähigkeit, die in den frühen Jahren bei fast allen Kindern aufblüht. Diese Fähigkeit äußert sich in vielfältiger Weise – in Erzählgesängen, bei denen Kinder Texte und Melodien verbinden, die ihnen – hier und jetzt – einfallen, in Rollenspielen, bei denen sie den Rasen vor dem elterlichen Haus zur Bühne für ein frei erfundenes Drama mit Rollen aus ihrem Leben machen, in Sprachspielen, bei denen herkömmliche Wörter durch den Austausch eines Lautes in ein bedeutungsloses anderes Klangbild verwandelt werden, und dergleichen mehr. Improvisierte Gesänge, Stegreiftheater und Wortspiele sind Zeugnisse einer Kinderkultur, deren Credo die spielerische Welterfahrung ist. Im Spiel wird Schein in Sein und Sein in Schein verwandelt. Wirklichkeit ist durch Phantasie veränderbar. Phantasie kann Welten erzeugen, die bisherige Erfahrungshorizonte übersteigen. Selbst biologische Tatsachen wie die Einteilung von Menschen in Kategorien wie Mann und Frau bzw. Junge und Mädchen werden in den frühen Jahren zeitweise noch als veränderbar erlebt. Für einen Dreijährigen wird aus einer Frau ein Mann, wenn sie sich einen Rauschebart anklebt. Zurückverwandlungen in das Ursprungsgeschlecht sind auch möglich. Wenn der Rauschebart als kennzeichnendes Attribut für die Kategorie Mann entfernt wird, dann mutiert der Mann zur Frau.

Das Kraftzentrum der frühen Jahre bleibt nur in ganz seltenen Fällen das, was es einmal gewesen ist. Der durch Schule, Ausbildung und Beruf geprägte „Ernst des Lebens“ drängt die Fähigkeiten an den Rand, die in den frühen Jahren im Mittelpunkt gestanden haben. An die Stelle von Phantasien tritt Wirklichkeitsnähe, an die Stelle von Spontaneität Disziplin, an die Stelle von Improvisation Routine, an die Stelle von Hingabe Pflicht und an die Stelle von Kooperation Konkurrenz. Kein Wunder, dass als Erwachsene gerade diejenigen vom Kraftzentrum der frühen Jahre zehren oder träumen, die für ihren Beruf Kreativität und Spontaneität brauchen wie eben Paul Klee oder Pablo Picasso.

Künstlerische Durchbrüche, technische Erfindungen, wissenschaftliche Entdeckungen und auch psychotherapeutische Erfolge sind auf ein solches Kraftzentrum angewiesen, doch die besonderen Werke und Leistungen setzen voraus, dass Spontaneität und Disziplin, Improvisation und Routine, Hingabe und Pflicht und vielleicht sogar Kooperation und Konkurrenz keine Gegensätze, sondern ergänzungsbedürftige Partner sind. Kinder können wie Forscher entdeckend lernen, aber ihnen gelingen keine wissenschaftlichen Neuentdeckungen, bei denen spielerisch entwickelte Ideen einer harten systematischen Prüfung an der Wirklichkeit ausgesetzt werden müssen.

„O wüßt' ich doch den Weg zurück, den lieben Weg zum Kinderland!“ So beginnt ein von Johannes Brahms vertontes Gedicht, das der norddeutsche Dichter Klaus Groth geschrieben hat. Es endet mit der Zeile: „Vergebens such' ich nach dem Glück, ringsum ist öder Strand, öder Strand!“ Der romantische Wunsch nach einer Zeitreise zurück in die Kindheit zerplatzt wie eine Seifenblase. Das „Vergebens“ der Romantiker hängt vielleicht damit zusammen, dass ihr Wunsch eine Nummer zu groß ausgefallen ist. Das Rad der Zeit in der eigenen Entwicklung lässt sich nicht zurückdrehen. Erwachsene können nicht ein zweites Mal Kind sein. Wenn sie sich so verhalten, dann sind sie kindisch, aber keine Kinder. Trotzdem ist das Land der frühen Jahre nicht wie ein Paradies, aus dem Kinder sich freiwillig entfernt haben, als sie nicht mehr Kinder sein wollten, oder aus dem sie von den Älteren vertrieben worden sind. Kreativität und Spontaneität sind reaktivierbare Ressourcen. Vielleicht nicht gerade durch so genannte kreative Programme, die in teuren Wellnesszentren marktgerecht abgespult werden, sondern durch Konzentration auf Kräfte, die an kindliche Erfahrungen anknüpfen. Der Erfinder des Psychodramas Jakob Lery Moreno hat hierzu Wege aufgezeigt, die im Grunde jedem Menschen, gleichgültig wie alt oder jung er ist, offen stehen (Moreno & Moreno 1980). Ausgangspunkt ist nicht ein Zeitpunkt in der Vergangenheit an einem entfernten Ort, sondern die aktuelle Situation im Hier und Jetzt. Von hier aus kann das, was untergegangen zu sein scheint, neu belebt werden, und zwar so, dass das Vergangene nicht alt und grau erscheint, sondern wie neugeboren erlebt wird. Von hier aus kann auch das, was noch in weiter, unerreichbarer Ferne liegt, erkundet werden, so, als trete die Zukunft in die Gegenwart ein. Erinnern kann mehr sein, als Vergangenes wiedererkennen oder abrufen. In Cees Notebooms Erstlingswerk „Philip und die anderen“ (2003, 39) sagt jemand: „Du bist als altes Kind geboren, Du wirst nichts erleben, sondern Dich nur erinnern.“ Wenn Menschen das Kraftzentrum der frühen Jahre in ihrem eigenen Leben und dem Leben ihrer Mitmenschen ernst nehmen, dann sind sie nicht an das ‚Sich nur erinnern können‘ bzw. das ‚Sich immer wieder erinnern müssen‘ gebunden. Vielmehr können sie über ihre Erinnerungen Vergangenes neu erleben und Zukünftiges erlebbar machen.

Wie hatte William Stern in seinem letzten Werk „Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage“ (1935, 99) Psychologie definiert? „Psycholo-

gie ist die Wissenschaft von der erlebenden und der erlebnisfähigen Person“. Weil Menschen solche Personen sind, können Erinnerungen an die Vergangenheit und Wünsche an die Zukunft in die Gegenwart geholt werden. Ohne das Kraftzentrum der frühen Jahre, in denen Spontaneität und Kreativität sich entwickelt haben, wäre die Vergegenwärtigung von Vergangenheit und Zukunft nicht möglich.

2. Gegenwart erforschen

Sigmund Freud (1937) hat einmal die Tätigkeit eines Psychotherapeuten mit der eines Archäologen verglichen, der aus Bruchstücken, den Erinnerungsfetzen eines neurotisch gestörten Patienten, zu rekonstruieren versucht, wie frühere Zustände ausgesehen haben könnten. Eben diese Zustände, die schief gelaufene Entwicklungsverläufe anzeigen, werden als Ursachen für die Entstehung von neurotischen Störungen angesehen. Die Krankengeschichte wird damit rückwärts aufgerollt, wobei der Weg vom Hier und Heute immer weiter in die Lebensgeschichte eines Menschen führt, bis die neuralgischen Punkte – der bzw. die psychischen Grundkonflikte – in seiner Entwicklung entdeckt sind. Solange diese Ursachen unbekannt sind oder falsch eingeschätzt werden, ist eine Linderung oder sogar Heilung der psychischen Störungen aussichtslos.

In der entwicklungspsychologischen Forschung hat sich dieser Zugang zur Untersuchung von normalen Entwicklungsprozessen nicht durchgesetzt. Retrospektive Daten – wie etwa die allerersten Erinnerungen an die eigene Kindheit oder das Bewusstwerden der eigenen sexuellen Orientierung in der Pubertät – werden höchst selten benutzt, um Entwicklungsverläufe zu beschreiben und die zugrundeliegende Dynamik, die zu Entwicklungsveränderungen führt, zu erklären. Trotzdem sind retrospektive Daten kein Abfall, der für Forschungszwecke ungeeignet ist. Solche Daten können aufschlussreich für das – entwicklungsspezifische – Funktionieren des autobiographischen Gedächtnisses und seine Beziehung zur Identitätsentwicklung eines Menschen sein. Erinnern sich beispielsweise Erwachsene, deren sexuelle Orientierung nicht gegengeschlechtlich ausgerichtet ist, anders an die Vorgänge, die sich in und mit ihnen beim Bewusstwerden ihrer sexuellen Orientierung abgespielt haben, als Personen mit einer gegengeschlechtlichen sexuellen Orientierung? Das Standardmodell entwicklungspsychologischer Forschung ist prospektiv ausgerichtet, d. h. Zustände und Veränderungen von Zuständen werden fortlaufend möglichst zeitnah erfasst. Zwischen dem Ereignis, das festgehalten werden soll, beispielsweise dem allerersten Auftreten des Pronomens „Wir“ in der Sprachentwicklung eines Kindes, und seiner Dokumentation sollte möglichst

wenig Zeit verstreichen. Mit diesem Ansatz, auf den meiner Ansicht nach die Bezeichnung „Aufsteigendes Verfahren“ gut passt, können Entwicklungsverläufe so erfasst werden, wie sie sich in der Zeit, für die als Maßstab meistens das chronologische Alter des sich entwickelnden Menschen verwandt wird, abspielen. Die Vorteile der prospektiven gegenüber der retrospektiven Datenerhebung liegen auf der Hand. Das menschliche Gedächtnis ist weit entfernt vom Ideal objektiver Datenerfassung. Es wählt aus, ergänzt, streicht, stellt um, fügt zusammen, ordnet unter und ordnet über, verschweigt und übertreibt. Was Erwachsene über ihre eigene Kindheit erinnern, sind keine reinen Fakten, sondern mit Lebenserfahrung getränkte Interpretationen. Im Nachhinein lässt sich kaum noch trennen, was an einer Erinnerung Tatsache und was Deutung ist. Hinzu kommt, dass manche Erinnerung gar nicht aus erster Hand stammt, sondern aus Erzählungen von nahen Angehörigen übernommen worden ist. So genannte Erinnerungen sind nur Teile einer mündlichen Erzähltradition innerhalb von Familien.

Der Archäologe braucht eine klare Vorstellung davon, wie frühere Zustände ausgesehen haben könnten, damit er einen Fund zutreffend einordnen kann. Der Fund spricht nicht für sich. Er wird erst durch Einordnung in ein Gesamtbild verständlich. Auch retrospektive Daten verlangen nach Theorien und Fakten von Entwicklungsprozessen, die sich auf Entwicklung als Prozess in der Gegenwart beziehen. Was den Bereich der frühen Kindheit anbelangt, stellt sich für die Forschung ein Dilemma. Das sich entwickelnde Kind kann selbst keine Auskunft darüber geben, was mit ihm passiert. Selbst wenn im Verlauf des zweiten Lebensjahres das Kind in eine oder mehrere Sprachen hineinwächst, dient Sprechen und Sprachverstehen dem unmittelbaren Ausdruck und der unmittelbaren Mitteilung von Sachverhalten. Die Sprache hat nicht die Funktion, etwas über den Augenblick hinaus festzuhalten. Erst durch die Schriftsprache bzw. die technische Aufzeichnung gesprochener Sprache ist die Konservierung von Ereignissen möglich. Bei der prospektiven Erkundung der frühen Jahre fallen das erforschende und das erforschte Subjekt auseinander. In diesem Entwicklungsabschnitt kann die „erlebende und erlebnisfähige Person“ nicht ihre eigene Entwicklung durch Schriftsprache bzw. Audio- und Videoaufzeichnungen festhalten. Notwendig ist ein Dokumentator, der mehr oder minder regelmäßig Beobachtungen anstellt und seine Beobachtungen durch Aufzeichnungen festhält.

Die Geschichte der wissenschaftlich orientierten Entwicklungspsychologie beginnt mit Tagebuchaufzeichnungen eines Erwachsenen, der Beobachtungen aus den ersten Lebensjahren eines ihm anvertrauten Kindes mit Papier und Bleistift festhält. Aus Einzelinitiativen, die bis in das 17. Jahrhundert zurückreichen, ist am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Tagebuchboom entstanden, der von da an bis heute wegen anderer Möglichkeiten der Datenerhebung an Bedeutung verloren hat. Heute versteht die Entwicklungspsychologie sich als eine Wissenschaft, die die gesamte Lebensspanne – von

der Befruchtung einer Eizelle durch eine Samenzelle bis hin zum Gehirntod – umfasst. Begonnen hat die Entwicklungspsychologie als Psychologie der frühen Kindheit, indem Beobachtungen über die Entwicklung eines einzelnen Kindes von der Geburt an fortlaufend in einem Tagebuch in Form von Schriftsprache aufgezeichnet worden sind. Hinter solchen Aufzeichnungen steckt die Überzeugung, dass Kinder keine Miniaturerwachsenen sind, sondern Eigenarten aufweisen, die nur auf dem Wege über prospektiv erhobene Daten und nicht auf dem Wege über Erinnerungen an und Reflexionen über die eigene Entwicklung gewonnen werden können. Durch entwicklungspsychologische Forschung kann also Neues entdeckt werden. Jede menschliche Fähigkeit hat eine eigene Entwicklungsgeschichte. Der Mensch wird nicht mit aufrechtem Gang, Tiefensehen und logischem Denken geboren. Diese Fähigkeiten entwickeln sich. Über das Wann und das Wie können Tagebuchaufzeichnungen Auskunft geben.

Die frühen Tagebuchstudien haben vieles gemeinsam. Es sind Einzelfallstudien, die mit der Geburt beginnen und höchst selten über das 6. Lebensjahr hinausreichen. Darüber hinaus betreffen die Dokumentationen Kinder, die in einem Elternhaus aufwachsen, das die Entwicklung ihrer Kinder nach besten Kräften unterstützt. Frühe Tagebuchstudien über entwicklungsgestörte Kinder sind nicht bekannt.

Das entwicklungspsychologische Tagebuch scheint die passende Methode für die prospektive Untersuchung der frühen Jahre zu sein. Die selten überschrittene Grenze des sechsten Lebensjahres wirft ein Licht auf die Frage, um die wir bis jetzt einen Bogen gemacht haben. Wann fangen die frühen Jahre an, wann hören sie auf? Die Tagebuchmethode ist nur ergiebig, wenn Beobachterin bzw. Beobachter und Kinder in engem Kontakt zueinander stehen. Das gilt so lange, wie die Familie (oder familienähnliche Konstellationen) das soziale Zentrum des sich entwickelnden Kindes ist. Bereits früh können Epizentren entstehen, wenn das Kind regelmäßig Kontakt zu einer Krabbelgruppe oder einer Kindergruppe bei einer Tagesmutter hat. Eine größere soziale Veränderung tritt durch den Besuch eines Kindergartens ab dem 3. oder 4. Lebensjahr ein. In der Tat markiert dieses Alter das Ende vieler Tagebuchstudien. Eine zweite, noch deutlichere Grenze wird mit dem Schuleintritt überschritten. Hier findet die frühe Kindheit ein Ende, weil neben dem sozialen Zentrum in der Familie ein neues zweites Zentrum entsteht, in dem andere Formen sozialer Beziehungen vorherrschen. Aus einer fürsorglichen Eltern-Kind Beziehung wird eine auf Leistungsanforderung hin ausgerichtete Lehrer-Schüler Beziehung, aus geschwisterlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Altersgenossen kooperierende und konkurrierende Beziehungen innerhalb von Schulklassen. Tagebuchstudien, die über das 6. Lebensjahr hinausgehen, haben Seltenheitswert. Die bekannteste Ausnahme ist sicherlich das bis in die Pubertät hineinreichende Tagebuchprojekt von Clara und William Stern (Behrens & Deutsch 1991). Die Begrenzung der Tagebuchmethode auf die frühen Jahre,

d. h. die Entwicklung von Kindern bis etwa zum Schuleintritt, macht ein Grundproblem entwicklungspsychologischer Forschung deutlich. Es gibt nicht die Methode, die als Königsweg auf Entwicklungsbereiche in allen Entwicklungsabschnitten passt. Auch innerhalb der frühen Jahre hat die Tagebuchmethode ihre ursprüngliche Vormachtsstellung eingebüßt. Kritische Stimmen haben die Subjektivität bei der Auswahl und Interpretation von beobachteten Ereignissen sowie die mangelnde Repräsentativität von Einzelfallstudien moniert. Die Tagebuchmethode selbst erlaubt, wie Siegfried Hoppe-Graff (1989) herausgearbeitet hat, große Spielräume, was die Vorabbestimmung von beobachteten Ereignissen und Zeitintervallen zwischen Beobachtungszeitpunkten anbelangt. Außerdem ist sie mit anderen Methoden wie Entwicklungstests und standardisierten Aufgaben, die systematische Bedingungsvariationen erlauben, gut kombinierbar. So hat Johanna Bächli in ihrer von mir betreuten Diplomarbeit, die im Sommer 2003 abgeschlossen worden ist, die Entwicklung des Bittens und Bestätigens bei ihrer Tochter Paula untersucht. Zwei Erhebungsmethoden sind während des 2. Lebensjahres vor und nach Erreichen der 50-Wort-Grenze miteinander verglichen worden. In einer standardisierten Situation sind Bitten provoziert worden, indem das Kind ein Musikinstrument oder ein Bilderbuch aus einem Angebot von verschiedenen Büchern und Musikinstrumenten auswählen konnte. Erfasst wurde, wie das Kind zu unterschiedlichen Tageszeiten gegenüber zwei verschiedenen Personen sein Verlangen zum Ausdruck bringt und wie es den Empfang des erhaltenen Objekts bestätigt. Neben den standardisierten Situationen hat die Untersucherin in Tagebuchaufzeichnungen ereigniszentriert Situationen festgehalten, in denen Paula um etwas gebeten hat und wie sie auf das Empfangene reagiert hat. Am Anfang, vor Erreichen der 50-Wort-Grenze, sind die standardisierten Situationen hilfreich, damit Paula sich gegenüber ihrem Gegenüber, vor allem mit nonverbalen Mitteln wie Blicken oder Handgesten, verständlich machen kann. Beides, Bitten und Bestätigen, wird zur Routine, die sich nach Erreichen der 50-Wort-Grenze nur wenig verändert. Anders sieht es in den durch Tagebuchaufzeichnungen erfassten nicht-standardisierten Situationen aus. Sobald Paulas Wortschatz eine bestimmte kritische Masse, die viel genannte 50-Wort-Grenze, übersteigt, werden Bitten und Bestätigungen immer expliziter und differenzierter. Gerade bisher unbekannte Situationen regen Paula an, neue Formen, die in der standardisierten Situation nicht vorgesehen und nicht erfasst sind, auszuprobieren. Diese Formen werden danach ins Repertoire übernommen. Ein Interaktionsformat, das von Seiten der Erwachsenen soziale Interaktionen mit Kindern standardisiert, ist, so wie Jerome Bruner bereits vor einem Vierteljahrhundert gezeigt hat, ein geeignetes Sprungbrett, um mit beschränkten Mitteln eine beachtliche Wirkung zu erreichen. Je weiter die Entwicklung sprachlicher Fähigkeiten in Sachen Wortschatz und Grammatik voranschreitet, um so wichtiger werden neue Herausforderungen, die jenseits von zur Routine gewordenen Formaten liegen. Die Befunde von Johanna Bächli beziehen sich auf

einen Einzelfall, dessen Übertragbarkeit auf andere Kinder noch nachzuweisen ist. Trotzdem enthält diese Untersuchung einen deutlichen Hinweis auf die Gefahr, die eine fortschreitende Standardisierung von Untersuchungsmethoden in den frühen Jahren mit sich bringt.

Die Laboratorien der Kindheit sind heute immer weniger die natürlichen Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen, sondern hoch technisierte Untersuchungslabors, in denen unter extrem standardisierten Bedingungen quantifizierbare Reaktionen auf systematisch variierte Reize erfasst werden. An die Stelle natürlicher Interaktionen treten in Paradigmen vorgeschriebene Untersuchungsabläufe (vgl. Deutsch & Lohaus im Druck). Die Ergebnisse solcher Untersuchungen sind oft so spektakulär, dass sie von den Medien aufgegriffen werden, bevor sie in Fachzeitschriften veröffentlicht sind. Auf diesem Weg verändert Wissenschaft das traditionelle Bild von Kindheit. Föten und Babies scheinen Leistungen zu erbringen, die das normale Vorstellungsvermögen weit übersteigen. Bereits Neugeborene scheinen ihre Muttersprache von Fremdsprachen unterscheiden zu können. In Habituations-Dishabituationsparadigmen verändert sich ihre Nuckelrate, wenn der Input für die Kopfhörer von der Muttersprache Deutsch auf eine Fremdsprache wie Chinesisch umgestellt wird. Bedeutet ein solcher Befund tatsächlich, dass Sprachen unterschieden werden können? Was Neugeborene erkennen können, sind Sprechmelodien, die sie nolens volens bereits im Mutterleib etwa ab der 20. Schwangerschaftswoche hören konnten. Nachgeburtlich lässt sich ein Gewöhnungseffekt nachweisen. Vertraute Sprechmelodien sind eine wichtige Komponente für Unterschiede zwischen gesprochenen Sprachen. Die Sprechmelodie ist sicherlich auch ein Schlüssel für sprachliche Einheiten wie Sätze und Satzteile. Trotzdem folgt aus der Fähigkeit, unterschiedlich vertraute Sprechmelodien auseinanderhalten zu können, noch lange nicht, dass, wenn eine Komponente beherrscht wird, die anderen Komponenten auch schon mitbeherrscht werden. Wie spektakulär ein Untersuchungsbefund aus der an Paradigmen orientierten Erforschung der frühen Jahre tatsächlich ist, ergibt sich nicht aus dem Titel einer populärwissenschaftlichen Untersuchungspräsentation.

In der Entwicklungspsychologie als Wissenschaft ist die Entdeckung der frühen Jahre nicht neu. Sie hat als Kinderpsychologie angefangen und erst nach und nach die anderen Abschnitte des menschlichen Lebenslaufs als Forschungsgebiete erobert. Nach Jugend, vorgeburtlicher Entwicklung und Alter ist seit einigen Jahren der Erwachsene als Thema für entwicklungspsychologische Untersuchungen entdeckt worden. Entsprechend dem Zeitgeist versteht sich die Entwicklungspsychologie als Veränderungswissenschaft. Ihr Motto lautet: Abgesehen von der genetischen Ausstattung ist jeder Mensch in seiner Entwicklung ständigem Wandel unterworfen. Nichts bleibt so, wie es einmal war. Trotzdem sind die meisten Menschen immer noch davon überzeugt, dass sie trotz vielfältig wechselnder Identitäten lebenslang ein- und dieselbe Person bleiben.

Die alte Entdeckung der frühen Jahre war gekoppelt an die Auffassung, dass Kinder Kinder sind und nicht die Kleinausgabe von Erwachsenen, denen noch etwas zum Erwachsenendasein fehlt. Wie Kinder sich entwickeln, ist eine Frage, die nur mit Hilfe von Beobachtungen beantwortet und nicht aus normativen Vorstellungen über Entwicklung abgeleitet werden kann. Die passende Methode war das Tagebuchverfahren, das seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts durch weniger subjektive Methoden wie Entwicklungstests, Beobachtungsskalen, experimentelle Paradigmen wie das Habituations-Dishabituationsparadigma aus seiner Vormachtstellung verdrängt worden ist. Wünschenswert ist die Mischung verschiedenartiger Untersuchungsmethoden, damit Inhalte nicht über Methoden, sondern Methoden über Inhalte bestimmt werden. Bewährt hat sich der nach vorne gerichtete prospektive Ansatz für die Untersuchung kurzfristiger oder auch langfristiger entwicklungspsychologischer Veränderungen. Der prospektive Ansatz bedeutet, dass Entwicklung mit der Zeit von der Gegenwart in die Zukunft hinein betrachtet wird, und zwar bei menschlichen Individuen, die – längsschnittlich – über die Zeit hinweg untersucht werden. Der querschnittliche Ansatz über den Vergleich von unterschiedlichen Altersgruppen, der seit dem Niedergang von längsschnittlich ausgerichteten Tagbuchstudien in der Entwicklungspsychologie Fuß gefasst hatte, scheint kein befriedigender Ersatz für Längsschnittstudien zu sein.

Die neue Entdeckung der frühen Kindheit, die methodisch mit dem Paradigmenansatz verschwistert ist, propagiert das Kind als Alleskönner oder – etwas bescheidener ausgedrückt – als „the competent child“. Diese Sicht betont, dass die Plastizität des menschlichen Gehirns in den frühen Jahren viele Möglichkeiten offen hält, die praktisch viel zu wenig genutzt werden. Das Aufwachsen in mehreren Sprachen ist eine solche Möglichkeit, die keine Überforderung an das Kind darstellt, wenn die passenden „Anreize“ in seiner sprachlichen Umgebung vorkommen. Deshalb sollte Mehrsprachigkeit in einer globalisierten Welt zur Regel werden. Die neurobiologische Perspektive von Entwicklung sieht allerdings auch die – teilweise erheblichen – interindividuellen Unterschiede beim „competent child“, etwa bei den Fähigkeiten, ohne die in einer alphabetisch geprägten Schriftkultur das Lernen von Lesen und Schreiben zu einer Qual werden kann. Während die gesprochene Sprache in der frühen Kindheit wie von selbst gelernt wird, benötigen die meisten Kinder für die Kulturtechniken des Schreibens und Lesens eine systematische Anleitung. Eine Schlüsselqualifikation, die bereits während der frühen Kindheit erworben werden kann, ist das Lautbewusstsein für den Aufbau gesprochener Sprache. Prospektive Untersuchungen zeigen, dass das Lautbewusstsein der beste Prädiktor ist, um den Erfolg der Alphabetisierung in der Grundschule vorherzusagen (siehe etwa Schneider 2001). An diesem Beispiel wird deutlich, dass in der Entwicklungspsychologie die Trennung von Grundlagenforschung und angewandter Forschung überwunden werden kann. Aus prospektiv gewonnenem Wissen kann prognostisches Wissen werden. Prognostisches Wissen erlaubt

das Erkennen von Kindern, die Risikogruppen angehören. Prognostisches Wissen kann also präventiv nutzbar gemacht werden. Wenn das Lautbewusstsein sich nicht von selbst einstellt, kann es mit spielerischen Methoden systematisch eingeübt werden. Die Prävention ist allerdings nur dann von Erfolg gekrönt, wenn sie früh genug praktiziert wird.

Entwicklung eröffnet Spielräume, weil sie auf dem Zusammenspiel von biologischen Grundlagen und psychischen Erfahrungen beruht. In keinem Entwicklungsabschnitt sind die Spielräume größer als während der frühen Jahre. Noch scheint vieles, wenn auch nicht alles, möglich zu sein. Es kommt darauf an, die Spielräume zu nutzen und sie so zu gestalten, dass in der weiteren Entwicklung der Ernst des Lebens spielerisch bewältigt werden kann.

Literatur

- Bächli, Johanna (2003): Längsschnittliche Einzelfallstudie über die Entwicklung des Bittens und Bestätigens im Übergang von der nonverbalen zur verbalen Kommunikation. Unveröffentlichte Diplomarbeit des Fachbereichs Erziehungswissenschaften an der Bergischen Universität Wuppertal.
- Behrens, Heike u. Werner Deutsch (1991): Die Tagebücher von Clara und William Stern. In Helmut E. Lück u. Rudolf Miller (Hg.), Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung (67–76). Göttingen: Hogrefe.
- Brahms, Johannes: Op. 63 N° 8. O, wußt' ich doch den Weg zurück. Lieder, Band I. New York, London, Frankfurt: Peters.
- Deutsch, Werner (1997): Wie in der Entwicklung des Zeichnens Kreativität wächst, vergeht und – manchmal – wieder neu entsteht. In Otto Kruse (Hg.), Kreativität als Ressource für Veränderung und Wachstum (335–348). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Deutsch, Werner u. Arnold Lohaus (im Druck): Methoden in der Entwicklungspsychologie: Historische und aktuelle Perspektiven. In Wolfgang Schneider u. Friedrich Wilkening (Hg.), Enzyklopädie der Psychologie, Teilband Entwicklungspsychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Freud, Sigmund (1937): Konstruktionen in der Analyse. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 23, 459–469.
- Hoppe-Graff, Siegfried (1989): Die Tagebuchaufzeichnung: Plädoyer für eine vergessene Form der Längsschnittbeobachtung. In Heidi Keller (Hg.), Handbuch der Kleinkindforschung (233–251). Berlin: Springer.
- Moreno, Jakob L. u. Zerka T. Moreno (1980⁶): Psychodrama, Vol. I. Beacon, N.Y.: Beacon House.
- Nooteboom, Cees (2003): Philip und die anderen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schneider, Wolfgang (2001): Frühzeitiges Training hilft: Wie die Entstehung von Leserechtschreibschwierigkeiten verhindert werden kann. In Werner Deutsch u. Markus Wenglorz (Hg.), Zentrale Entwicklungsstörungen bei Kindern und Jugendlichen (111–133). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern, William (1935): Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. Haag: Martinus Nijhoff.

Prof. Dr. rer. nat. Werner Deutsch, Institut für Psychologie, Technische Universität Braunschweig, Spielmannstr. 19, D-38106 Braunschweig.

Universitätsprofessor an der TU Braunschweig, Leiter der Abteilung für Entwicklungspsychologie im Institut für Psychologie.

Arbeitsschwerpunkte in der Entwicklungspsychologie: Entwicklung des Sprechens, Singens und Zeichnens, in der Differentiellen Psychologie: Zwillingsforschung, und in der Geschichte der Psychologie: Das Werk von William und Clara Stern.

Manuskriptendfassung eingegangen am 19. Oktober 2003.